

Bauteile wie die Burgkapelle mit ein. Eine Baufuge zeigt an der Westfassade eine Gebäudeecke des sog. „Jakobsbaues“ zum Bernhardsbau hin, die mithin älter als dieser sein muss. In derselben Wand findet sich, kaum 1 m von der südwestlichen Gebäudeecke entfernt, eine Tür mit dem vielzitierten Wappen Jakobs I., die als ein Beleg für die Bautätigkeit Jakobs I. bemüht wird. Dieses Wappen dürfte zunächst nur die Tür selbst datieren, die – direkt an der Gebäudeecke gelegen – nachträglich durch die Wand gebrochen worden sein dürfte. Zu diesem Zeitpunkt war die Gebäudeecke infolge der Errichtung des Bernhardsbaues keine Ecke mehr, so dass diese Aktion statisch unbedenklich war. Ob das Wappen darüber hinaus eine Neugestaltung der Fassade, einen Innenausbau oder dergleichen anzeigt, ist offen; sicher unter Jakob I. errichtet wurde der angrenzende „Kapellenturm“ (siehe unten). Durch den sog. „Jakobsbau“ hindurch verläuft der Aufgang vom unteren Burghof zur Oberburg („Hermannsbau“).

Die Burgkapelle

Im Folgenden werden die Richtungsangaben zur Erleichterung der Beschreibung auf die Haupthimmelsrichtungen vereinfacht.

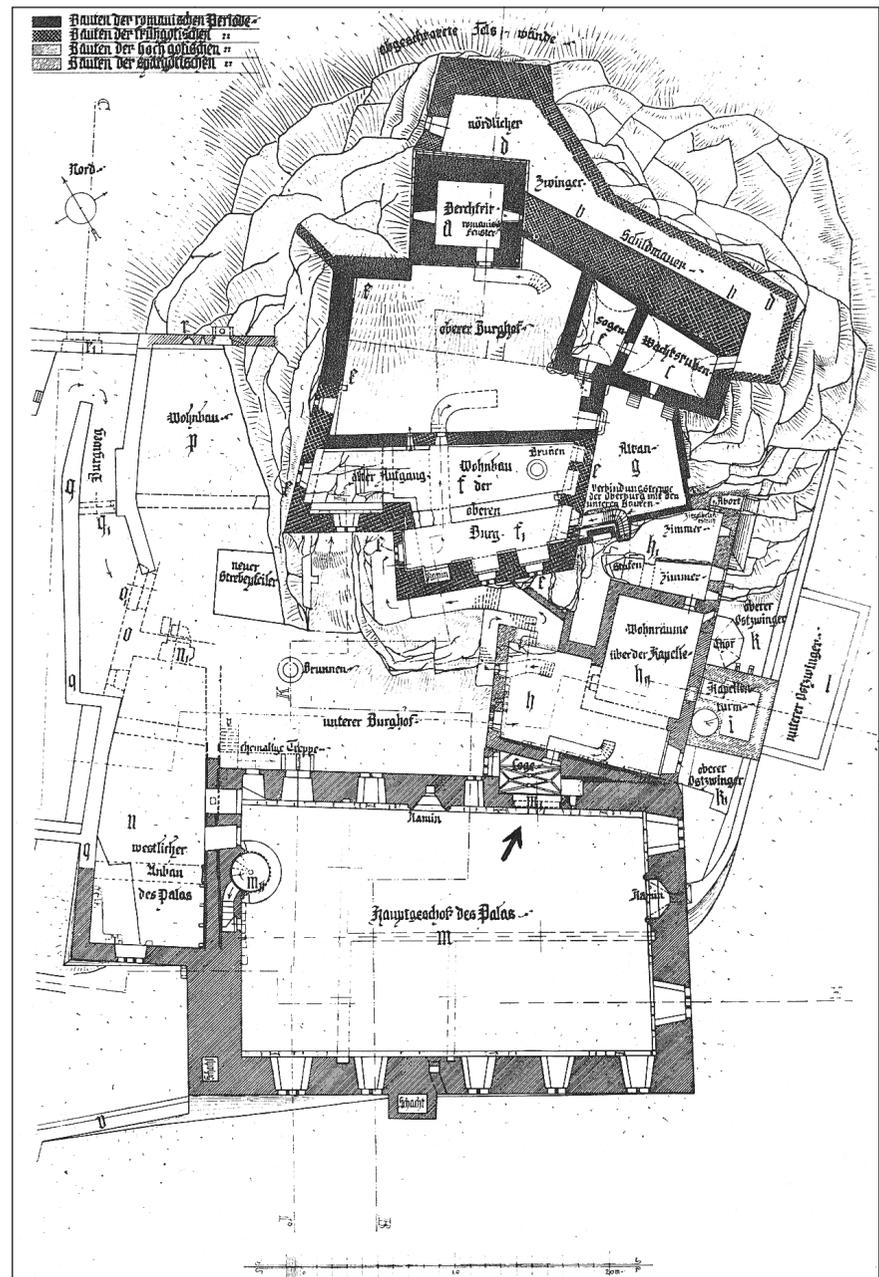
Die Ersterwähnung einer Burgkapelle auf Hohenbaden datiert ins Jahr 1373. Am nördlichen Rand der Kapelle befindet sich hinter einem gemauerten Rundbogen eine Nische, die anscheinend zeitweise als Chor diente. Die unregelmäßig geformte Nische wurde vielleicht schon in romanischer Zeit in den anstehenden Felsen eingefügt und bezieht sich auf ein tiefer liegendes Bodenniveau. Offenbar nachträglich in die Nische eingebaut sind ein unregelmäßiges gotisches Kreuzrippengewölbe mit rundem Schlussstein und ein kleines, nach Osten weisendes Fenster („Chorfenster“). Auf dem unregelmäßigen Rundbogen des kleinen Raumes befand sich ursprünglich Verputz mit den Resten einer Rankenbemalung, der inzwischen nicht mehr erhalten ist. Aus den bisher vorliegenden alten Beschreibungen der Kapellenreste bleiben einige Fragen offen. Wenn man nicht nur die Nische als ursprüngliche Kapelle ansehen will – wie in der älteren Literatur geschehen² –, so bildete sie den Chor einer größeren Burgkapelle mit südlich vorgelagertem Langhaus. Der Rundbogen

mit seiner Bemalung könnte als Chorbogen und keinesfalls als Abschluss des Kapellenbaues zu werten sein. Die sich so ergebende größere Kapelle wäre damit vielleicht schon in romanischer Zeit (?) in Nord-Süd-Richtung orientiert gewesen.

Falls dem Rundbogen nicht ein Langhaus vorgelagert war, so wäre mit einem profanen Saal zu rechnen; damit könnte es sich um ein äußerst frühes Beispiel einer Privatkapelle handeln. Der Standort wäre dafür allerdings untypisch: Die Kapelle läge neben dem Aufgang zur Oberburg; der älteste Palas befindet sich jedoch weit

entfernt am oberen Burghof; Säle und Wohnräume liegen außerdem meist in höheren Geschossen. Daher sind die Baureste eher als „echte“ Burgkapelle denn als Privatkapelle (Oratorium) anzusprechen; in jedem Fall ist der Bau ab gotischer Zeit durch das Hinzukommen eines Chorerkers und einer Sakramentsnische in der Nordwand als Burgkapelle gesichert. Ihr Umbau erfolgte angeblich unter den Markgrafen Bernhard I. und Jakob I. Worauf diese Deutung fußt – ob auf Stilformen und/oder archivalischen Belegen – wird derzeit nicht ganz klar. Außer dem Chorfenster und dem

Abb. 1 a. Plan der Burg Hohenbaden (auf Höhe des ersten Obergeschosses des Palas/Bernhardsbaues) mit der sog. „Loge“ (Sakralraum) (wie Abb.1).



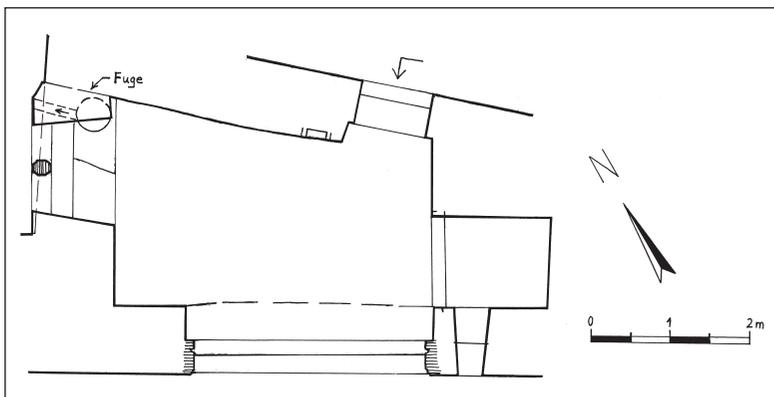


Abb. 3. Plan der sog. „Loge“ in der Nordwand des Bernhardsbaues (Vermessung H. Wagner/R. Dendler 2002/2003).

Abb. 2. Die Burgkapelle im sog. „Jakobsbau“. Rundbogen in der Nordwand; in der Nische sekundär angebrachtes Fragment eines Maßwerkfensters vom Chorerker (Foto: Regine Dendler, Mai 2002).

Kreuzrippengewölbe in der älteren Nische zeigt jedenfalls eine verzierte Sakramentsnische außen westlich des Rundbogens weitere gotische Umgestaltungen an. Vom Langhaus nach Osten war zudem ein aufwändiger gotischer Fenstererker, mit einem gemauerten polygonalen Sockel bis hinunter in den Ostzwinger, errichtet worden. Von dem gotischen Fenstererker wurde ein Rest eines Maßwerkfensters unterhalb davon im Schutt aufgefunden; das ansehnliche Fragment ist heute innerhalb des älteren, kleinen Chores angebracht.

Dieser neue Erker diente im Spätmittelalter als Chor; die ältere Nische geriet in eine Randlage und dürfte an Bedeutung eingebüßt haben. Im großen Chorfenster und in der alten Nische werden zwei der unter Jakob I. erwähnten drei Pfründen, d. h. Altäre, zu lokalisieren sein.

An der östlichen Ringmauer bzw. der Ostseite des Langhauses der Burgkapelle wurde außen unter Jakob I. der quadratische sog. „Kapellenturm“ angebaut. Er diente als Wohnung der Kapläne und hatte einen Ausgang in den östlichen Zwinger.

Ein weiterer Sakralraum?

Damit sind die spärlichen Reste der Burgkapelle beschrieben. Nur wenige

Meter weiter südlich befindet sich ein auffälliges Bauteil, das ebenfalls als Sakralraum in Betracht kommt. Ein Teil der zahlreichen Burgbesucher geht beim Aufsteigen in Richtung zum Bergfried achtlos an einem Aufgang vorüber, der in ein nach Norden vorspringendes Bauteil des Bernhardsbaues führt. Der unregelmäßig trapezförmige Raum befindet sich im ersten Obergeschoss. Er füllt den nach Osten sich verengenden Zwickel zwischen „Bernhardsbau“, sog. „Jakobsbau“ und östlicher Ringmauer aus. Die Baustruktur und die Wappen im Inneren zeigen, dass das Gebäudeteil zum Bernhardsbau gehört und die Verbindung zum nördlicher stehenden sog. „Jakobsbau“ herstellt. Eine Fuge lässt erkennen, dass die Nordwand des zu besprechenden Raumes bereits zum älteren, nördlichen Bauteil (sog. „Jakobsbau“) gehört.

Heute führt ein gemauerter Treppensockel vom Erdgeschoss in den zu beschreibenden Raum. Ehedem dürfte man ihn über eine Treppe vom südlichen Vorraum der Kapelle aus (Linde dachte an eine Sakristei)³ oder vom darüberliegenden ersten Obergeschoss des sog. „Jakobsbaues“ erreicht haben.

Der Raum im ersten Obergeschoss wird in den meisten Burgenführern und sonstigen Veröffentlichungen

nicht erwähnt. Die wohl älteste Beschreibung stammt von 1920⁴, weitere existieren aus den Jahren 1934 und 1942⁵. In allen drei Aufsätzen wird von einer „Loge“ gesprochen, teilweise die Deutung jedoch offen gelassen. Wingenroth meinte: *Wozu die Loge diente, ist nicht sicher festzustellen, doch liegt es nahe, anzunehmen, daß hier erlesene Personen speisten, für welche die Kredenz dann in der Nische war, eine Spülvorrichtung am Fenster. Ein Dichter möchte sich wohl vorstellen, daß hier der Markgraf mit seiner zweiten Gemahlin das Hochzeitsmahl feierte ...* Linde schrieb 1934: *Das logenartige Räumchen ... besitzt an seiner westlichen Schmalseite ein größeres Fenster, vor dem ein steinernes Spülbecken offenbar zum Reinigen der Pokale und Kannen dient. Im übrigen begleitet von hier auch wohl die Musik das Mahl mit ihren Weisen.*

Man betritt die sog. „Loge“ von Norden her durch eine 89 cm breite, 1,94 m hohe Tür. Der insgesamt 5,50 m lange und ca. 2,60 m breite Raum erstreckt sich in Richtung West-Ost. Direkt neben (westlich) der Tür fällt im Inneren ein vorne abgebrochener oder abgehauener Sandstein mit einer 25 cm hohen und 10 cm tiefen, ursprünglich offenbar rundbogigen Nische auf, der



Abb. 4. Die Innenseite der nördlichen Längswand des Bernhardsbaues (Palas). Rechts im ersten Obergeschoss der Bogen der sog. „Loge“ (Foto: Regine Dendler, Mai 2002).

Abb. 5. Links der angebliche „Jakobsbau“ mit der Baufuge (ehemalige Gebäudeecke) rechts neben der Tür. In der Mitte das Fenster des Sakralraumes. Rechts die Nordwand des Bernhardsbaues (Foto: Heiko Wagner, Nov. 2002).

Abb. 6. Der Bogen des Sakralraumes, vom Saal des Bernhardsbaues aus gesehen. Rechts der Oculus. In den Gewändesteinen Zangenlöcher sowie Hinweise auf eine Verschlusskonstruktion (Foto: Heiko Wagner, Nov. 2002).

Abb. 7. Östliches Gewände des profilierten Bogens mit Löchern einer – vermutlich neuzeitlichen – Fenster- oder Gitterkonstruktion. Links die nach Osten weisende Nische; rechts der Saal des Bernhardsbaues (Foto: Heiko Wagner, Nov. 2002).

Abb. 8. Das Gewölbe des unregelmäßigen Raumes mit den verwitterten Wappen von Baden und Oettingen (Foto: Regine Dendler, Mai 2002).

eine Lichtnische darstellen könnte (weniger wahrscheinlich ist ein kleines Weihwasserbecken).

Die Südseite des Raumes öffnet sich in einem flach gedrückten Bogen von 2,93 m Länge und 2,42 m Scheitelhöhe auf den großen Saal des ersten Palasobergeschosses. Als statisches Element spannt sich direkt hinter dem Sandsteingewände ein Backsteinbogen mit einer Scheitelhöhe von 2,60 m. Der kleine Raum liegt ein bis zwei Stufen (ca. 30-50 cm, geschätzt, nicht gemessen) höher als die anzunehmende Bodenfläche des Saales. Dieser große Bogen und die Überhöhung waren die Elemente, die offenbar die Ansprache des Raumes als „Fürstenloge“ inspirierten.

In das mit Birnstabrippen und Hohlkehlen fein profilierte Gewände des Bogens sind zum Saal hin ein Falz und einige Löcher einer alten Verschlusskonstruktion eingearbeitet, die aber ohne Gerüst nicht zugänglich sind und daher nicht näher beschrieben werden können; weitere Einarbeitungen in den großen Sandsteinblöcken lassen sich als Zangenlöcher ansprechen. Weiter innen sind am Gewände ringsum sechs rechteckige Kloben- oder Gitterlöcher eingearbeitet. Zwei schmale, schlitzzartige Löcher im oberen Teil des Bogens deuten wohl auf senkrecht verlaufende Riegel hin. Vermutlich handelt es sich um eine Fenster- oder Gitterkonstruktion des 19. Jahrhunderts. Ein weiteres System mit vier Löchern im unteren Bereich dürfte ebenfalls in diese Zeit gehören, es stört jedenfalls die Profilierung des Gewändes. Insgesamt deuten diese Befunde auf mehrere Systeme, die eine Verschießbarkeit des kleinen Raumes zum Saal hin anzeigen.

Laut Wingenroth und Linde⁶ befand sich seit 1834/35 unter dem großen Bogen eine Brüstungsmauer, die in der Veröffentlichung von 1942 noch erwähnt ist. Sie wurde vermutlich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg abgerissen und durch das heutige niedrige Gitter ersetzt, um dennoch die Sicherheit zu gewährleisten. Großherzog Leopold hatte 1834/35 die „Loge“ als „gotisches Cabinet“ mit neugotischer Brüstung einrichten lassen; beauftragt wurde damit Steinhauer Belzer. Die geschwungenen profilierte Gestaltung der ehemaligen Brüstungsmauer zeichnet sich durch Abdrücke von hartem, feinem Fugen-

mörtel ab; sie finden sich auf den unteren, senkrechten Gewändesteinen des breiten Bogens, besonders am östlichen Gewände.

Für das Jahr 1928 ist überliefert, dass man anlässlich des 500. Geburtstages des seligen Bernhard II. von Baden das „gotische Cabinet“ zu einer Gedenkkapelle ausbaute. Möglicherweise gehört zu ihr ein Teil des fast überall auftretenden zementhaltigen Mörtels. Laut O. Linde⁷ wurde die Gedenkkapelle „fälschlich“ an dieser Stelle eingerichtet; bewahrheitet sich die Deutung als Sakralraum, so wäre der gewählte Standort durchaus angemessen (bzw. unbewusst in einer älteren Tradition stehend) ausgewählt worden.

Eine Überraschung bietet die Decke mit einem qualitätvollen Netzgewölbe, dessen Rippen unvermittelt – ohne Konsolen – aus den in die Wand und über dem Fenster eingesetzten Sandsteinblöcken herauswachsen.

Das eine der beiden Wappen zeigt das Andreaskreuz (von Oettingen); das andere Wappen wird in der Literatur als badisches bezeichnet, ist inzwischen aber durch Verwitterung nicht mehr lesbar. Es dürfte den üblichen Schrägbalken gezeigt haben. Am Rand der Wappen finden sich Reste von blatt- oder krabbenartigen Verzierungen. Die Wappen datieren das Gewölbe in die Zeit Bernhards I., und zwar in die Zeit seiner zweiten Ehe mit Anna von Oettingen (die Hochzeit fand zwischen 1392 und 1397 statt). Das Netzgewölbe erscheint gleichsam gespiegelt im Boden. Die „Gewölberippen“ sind mit grünem bis grauem Sandstein ausgelegt. Die stark abgetretenen und abgewitterten „Rippen“ wurden im 19. oder 20. Jahrhundert mit einem zementhaltigen, harten Mörtel ausgebessert. Die Zwischenräume der „Fußbodenrippen“ füllen handgestrichene Backsteine von 25/26 cm Länge und 13 cm Breite. Nur wenige Backsteine entstammen der späteren, neuzeitlichen Ausbesserung.

In der Literatur⁸ wird für den Boden eine Zugehörigkeit zu der Restaurierungsphase um 1834/35 vermutet. Anzeichen für einen nachträglichen Einbau fanden sich bisher nicht. Das Sandsteinmaterial der in den Boden eingearbeiteten Rippen ähnelt dem an der Decke verwendeten. Derzeit ist eine spätmittelalterliche Entstehung

des Bodens gut denkbar. Die Spiegelung der Gewölberippen der Decke ist als originelles, vermutlich seltenes Detail zu werten. Zumindest im Burgenbau Mittel- und Südbadens und an vielen von den Verfassern besuchten Sakralbauten des Mittelalters und der Neuzeit finden sich derartige Details nicht⁹.

In der östlichen Schmalseite des Raumes öffnet sich eine 1,13 m breite, 1,00 m tiefe und 2,16 m hohe, im Grundriss rechteckige Nische mit – im heutigen Zustand – stichbogiger Decke. Die kreuzförmig im Boden ausgelegten „Rippen“ aus hellem Sandstein könnten auf das ehemalige Vorhandensein eines Kreuzrippengewölbes in der Nische hinweisen; vielleicht sind abgeschlagene oder vermauerte Reste noch unter dem jüngeren Verputz der Decke vorhanden. In den mit zementhaltigem Mörtel ergänzten Ecken der Nische zum Hauptraum hin zeichnen sich durch Risse einige Fugen ab. Es hat den Anschein, als habe die Nische einmal eine Umrahmung aus Sandsteingewänden (oder anderem Material) aufgewiesen, die später ausgebrochen wurde; das müsste genauer untersucht werden.

Von Süden her führt 1,46 m über dem Boden der Nische eine runde Öffnung (Oculus) vom Saal des Bernhardsbaues in den Raum. Ihr Durchmesser beträgt ca. 46 cm, ihre Tiefe (Mauerdicke) 88 cm. In 46 cm Tiefe zeigen die korrodierten Reste eines Eisenringes, dass hier offenbar eine runde Fensterscheibe eingesetzt war. Der Ring dürfte am ehesten zu einer Scheibe des gotischen Cabinetts von 1834/35 oder der 1928 hier eingebauten Bernhardskapelle gehört haben; diese Frage wäre anhand der Putze zu untersuchen. Der gemauerte Oculus erweitert sich nach innen in den Raum hinein und fällt dabei schräg ab; zum Saal hin wird er von einem einzigen Sandstein mit etwa 37 cm Innendurchmesser gebildet.

In der nordwestlichen Ecke des Raumes befinden sich unter dem rechteckigen, zweiteiligen Fenster, 85 cm über dem Fußboden, die Reste eines Ausgussbeckens. Der verwitterte Beckenboden scheint aus Sandstein zu bestehen. Der ehemalige Rand ist vermutlich alt ausgebrochen. Im 19. oder frühen 20. Jahrhundert wurde aus harter Kunststeinmasse ein rundes Becken mit einer Brüstungshöhe von

85 cm über dem Fußboden aufmodelliert. Sein Durchmesser beträgt 42 bis 44 cm, seine Tiefe 9 cm. Die ursprüngliche Form des Beckens muss keineswegs rund gewesen sein; häufig sind die andernorts anzutreffenden mittelalterlichen Becken rechteckig oder trapezförmig. Als Aussparung in der Ecke der Fensterlaibung spannt sich über einem Teil des Beckens eine kleine Halbtonne; ihr gerundeter Ansatz wird von einem speziell behauenen Sandstein gebildet. Ein 11 cm breiter und 6 cm hoher Auslauf erlaubt ein Abfließen des Wassers durch die Mauer über einen – außen abgebrochenen – Rinnstein in den unteren Burghof.

Die Beurteilung und Datierung des Raumes und seiner Elemente werden durch den teilweisen, möglicherweise weitgehenden Verlust des mittelalterlichen Wandverputzes (durch Verwitterung und wohl auch Abschlagen), die Neuverputzung mit zementhaltigem Mörtel sowie ein oder mehrere Ausbesserungen erschwert. In den oberen Bereichen, über der breiten Bogenöffnung und zwischen den Gewölberippen, scheint großflächig ein älterer – vermutlich der originale – Wandverputz erhalten zu sein. Über dem östlichen Ende der großen Bogenöffnung zeichnet sich möglicherweise darauf sogar ein senkrechter roter Strich als Rest einer Farbfassung ab. Ob es sich um den Rest einer mittelalterlichen Ausmalung handelt, ist unklar. Auf den Sandsteinteilen der Bogenöffnung, eventuell auch auf den Gewölberippen und Wappen, finden sich Reste einer Fassung in unterschiedlichen Rottönen. Es dürfte sich am ehesten um die Fassung des neogotischen Kabinetts von 1834/35 handeln; die Rottfärbung überdeckt stellenweise Beschädigungen am Sandsteingewände des breiten Bogens.

Manche Gewölberippen sind in einer alten Restaurierungs- oder Ausbauphase (im 19. oder frühen 20. Jahrhundert) mit einem Kalk- oder Zementmörtelmaterial aufmodelliert worden. Auffällig ist dennoch die unterschiedlich gute Erhaltung der originalen Rippen, was aber mit Feuchte (von oben her eindringendem Wasser) und unterschiedlichem Sandsteinmaterial erklärbar wäre.

Generell schützte die Lage der Gewölberippen hinter und über der Bogenöffnung die Rippen vor Regen und

Wind; auch eine ursprüngliche Farbfassung dürfte sich hier anfangs günstig ausgewirkt haben. Es ist insgesamt noch erheblicher Forschungsbedarf vorhanden, was die Untersuchung der Putze und Farbfassungen angeht. Starke Schäden durch Wasser, Frost und Mauersalze setzen dem Raum zu.

Diskussion

Eine Reihe von Elementen widerspricht bei genauerer Begutachtung einer Deutung des Raumes als Fürstenloge und könnte eher als Hinweis auf einen Sakralraum, eine Kapelle, gewertet werden. Es ist generell die Frage, ob es an einem markgräflichen Haushalt des Spätmittelalters überhaupt eine Loge für den Fürsten gab. Sein Platz wäre eher an der Tafel im Saal zu vermuten. Bei der Vorstellung einer „Loge“ scheinen Baulichkeiten des Barock eine gewisse Rolle gespielt zu haben, die jedoch eher an Kirchen oder Theatern auftreten. Der vorgestellte Raum läge als „Loge“ asymmetrisch zum Saal – weder an der Schmalseite noch in der Mitte der Längsseite. Es ist auch zu fragen, ob eine derartige „Loge“ den sozialen Abstand zwischen dem Markgrafen einerseits und seiner Verwandtschaft sowie der Gefolgschaft andererseits nicht allzu sehr betont hätte.

Stärker wiegen die Argumente für einen Sakralraum: die Ausrichtung nach Osten; die chorartige östliche Nische mit einem Oculus, der den Blick vom Saal auf einen Altar auch bei verschlossenem Raum erlaubte; das aufwändige Gewölbe und der korrespondierende Fußboden; das Ausgussbecken (es dürfte sich um eine sog. *piscina* für liturgische Waschungen handeln, wie sie in mittelalterlichen Sakralbauten häufiger vorkommt); die offenbar verschleißbare große Bogenöffnung; die Lage am Saal und die Nähe zur Burgkapelle. Wenn es sich tatsächlich um eine Kapelle handelt, so ist nach ihrer Funktion zu fragen, zumal die ersterwähnte offenbar ebenfalls von Bernhard I. umgebaut und auch heute noch in Resten vorhanden ist.

Die hier vorzustellende neue Deutung geht dahin, dass es sich bei dem Befund am Bernhardsbau um eine Privatkapelle des Markgrafen und seiner Familie, ein sog. Oratorium handelt. Zutritt zum Oratorium hatten wohl nur die markgräfliche Familie und der

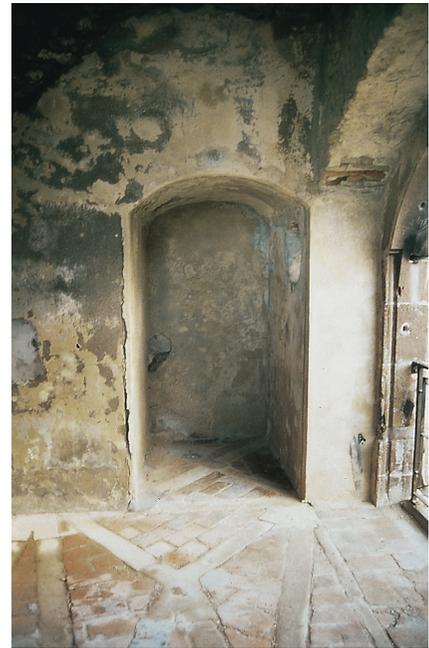
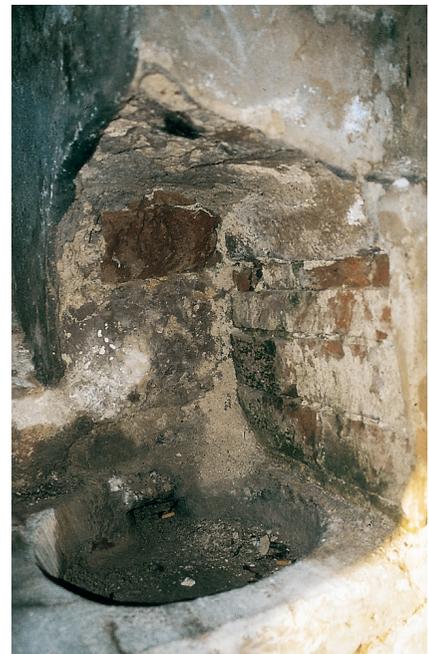


Abb. 9. Nische in der Ostwand; darin rechts der Oculus. Rechts im Bild der profilierte Sandsteinbogen zum Saal hin. Im Vordergrund der mit Rippen aus Sandstein und Backsteinen ausgelegte Boden (Foto: Heiko Wagner, Nov. 2002).

Abb. 10. Rezent aufmodelliertes rundes Ausgussbecken am Fenster. Der Ausguss ist noch original, ebenso die gemauerte Halbtonne über dem Boden (Foto: Regine Dendler, Jan. 2003).



Priester. Kennzeichen dieser Sakralräume ist, dass sie häufig durch Holzläden oder Gitter abschließbar waren und an Säle oder Wohnräume grenzten. Die gut erhaltenen Beispiele von Oratorien auf Burg Reifenstein bei Sterzing, auf Wernerseck und im sog. „Rübenacher Haus“ auf Burg Eltz seien hier nur erwähnt¹⁰. Auch an einigen Privatkapellen auf Burgen treten Ausgussbecken (piscinae) auf¹¹.

Im Gegensatz zu manch anderen Beispielen, die kaum größer als ein Wand-schrank sind, bildet das Hohenbadener Beispiel einen eigenen Raum. Es handelt sich somit um ein hochrangiges, gut ausgestattetes Oratorium, das auch Platz für den Burgherrn und weitere Personen bot. Zeremonien konnten gegebenenfalls sogar von einer größeren Besucherzahl vom Saal aus mitverfolgt werden.

Die andere Kapelle hingegen diente der allgemeinen, durchaus relativ zahlreich zu veranschlagenden Burgbesatzung. In diesem Zusammenhang kommt vielleicht auch der Erwähnung von Kaplänen für drei Pfründen in der Zeit des Markgrafen Jakob I. Bedeutung zu¹². Wahrscheinlich ist eine der Pfründen in diesem Oratorium zu lokalisieren, womit ihre Anzahl gut er-

klärt wäre. Auch ist vielleicht daran zu denken, dass ein für 1455 überliefertes Ereignis hier, im Palas (Bernhardsbau) und dem angrenzenden Oratorium stattgefunden haben könnte. Es handelt sich um die Priesterweihe von drei der fünf Söhne des Markgrafen Jakob I.¹³. Vermerkt ist nur, dass der Ritus in der Ulrichskapelle stattfand; bisher wird die bereits bekannte Burgkapelle als Ulrichskapelle angesehen. Die Verteilung der einzelnen Altäre auf die drei Standorte (alte Nische der Burgkapelle, Kapellenerker, Nische der Privatkapelle) ist jedenfalls anhand der Schriftquellen zu überprüfen. Unterstützt von reichlichen Finanzgaben, machten die auf Hohenbaden tonsurierten Söhne später als Erzbischof von Trier, Bischof von Metz und Domherr in Straßburg in der Kirche Karriere.

Der Rittersaal und das Oratorium hätten einen geeigneten architektonischen Rahmen für das große Ereignis von 1455 geboten. Die Frage an Kenner des Kirchenrechts heißt nun, ob ein derartig hochrangiges Fest in einem Oratorium stattfinden konnte oder ob der beschriebene Raum auf Hohenbaden eine Übergangsform zwischen privater Hauskapelle und Burgkapelle darstellt.

Schlussfolgerung/Ausblick

Trotz einiger offener Fragen glauben die Verfasser, insgesamt einen Sakralraum, genauer ein Oratorium, wahrscheinlich gemacht zu haben. Dieser Beitrag soll nicht der Endpunkt der Forschung, sondern erst ihr Beginn sein. Hier müssten weitere Untersuchungen ansetzen, etwa zu kirchenrechtlichen Fragen und zur Lokalisierung der einzelnen Altarpfründen. Zum anderen sind Putze, Mörtel und Fassungen eingehend zu beurteilen, um die früheren Zustände des Raumes präziser analysieren und datieren zu können. Im Rahmen einer – sicher in naher Zukunft fälligen – Restaurierung wäre zunächst der Bestand umfassend zu dokumentieren. Außerdem sei an Archivare und Historiker appelliert, die Schriftquellen zur spätmittelalterlichen Nutzung der Kapellen auf Hohenbaden zusammenzustellen und andererseits solche zu den frühen Restaurierungen des 19./frühen 20. Jahrhunderts aufzufinden und zu sichten. Immerhin handelt es sich bei dem vorgestellten Raum offenbar um eine der wenigen in dieser Region auf Burgen noch erhaltenen Kapellen. Sie stellt ein architektonisch herausragendes und künstlerisch anspruchsvolles Beispiel dar, das größerer Beachtung würdig ist.

Anmerkungen

¹ K.-B. Knappe, Die Burg Hohenbaden, in: H. Schneider (Hrsg.), Burgen und Schlösser in Mittelbaden (Die Ortenau 64), 1984, S. 104–123. O. Linde, Die Burg Hohenbaden (Die Ortenau 21), 1934, S. 67–94. O. Linde, Altes Schloß Hohenbaden, in: Die Kunstdenkmäler Badens, Bd. 11: Stadtkreis Baden-Baden, Karlsruhe 1942, S. 282–319. H. Wagner, Oberrhein von Basel bis Karlsruhe (Theiss Burgenführer), Stuttgart 2003, S. 64–67. M. Wingenroth, Das alte Schloß in Baden-Baden, in: Vom Bodensee zum Main, Nr. 6, Karlsruhe 1920; Nachdr. als Burgenführer, Karlsruhe o. J. [um 1990].

² Linde 1934 (wie Anm. 1), S. 87 mit Taf. 8. Linde 1942 (wie Anm. 1), S. 289. O. Linde, Die ehemalige Burgkapelle auf Hohenbaden in ihrer Entwicklung und Aus-

stattung, in: Ders./G. Müller, Die ehemalige Burgkapelle auf Hohenbaden, des seligen Bernhard Taufstätte und seine Grabkirche in Moncalieri, Baden-Baden 1955, S. 5. Wingenroth (wie Anm. 1, Nachdr.), S. 29–30.

³ Linde 1955 (wie Anm. 1), S. 14.

⁴ Wingenroth (wie Anm. 1, Nachdr.) S. 26.

⁵ Linde 1934 (wie Anm. 1), S. 83–84. Linde 1942 (wie Anm. 1), S. 294, 303, 305.

⁶ Linde 1942 (wie Anm. 1), S. 294, 305. Wingenroth (wie Anm. 1., Nachdr.), S. 26.

⁷ Linde 1942 (wie Anm. 1), S. 294.

⁸ Ebd., S. 305.

⁹ Für etwaige Hinweise aus dem Kreis der Leser wird hier bereits herzlich gedankt.

¹⁰ C. Herrmann, Burgkapellen in spätmittelalterlichen Wohntürmen am Mittelrhein, in: B. Schock-Werner (Hrsg.),

Burg- und Schloßkapellen (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereingung e.V. Reihe B, Bd. 3), Braubach 1995, S. 88–94, bes. 90, 92–93. R. Möller, Aspekte in der Ausgestaltung spätgotischer Burgkapellen, in: Ebd., S. 100–108, bes. 101–105. C. Herrmann, Oratorien, in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch, hrsg. von der Deutschen Burgenvereingung, Bd. 1, Stuttgart 1999, S. 321–322.

¹¹ U. Stevens, Burgkapellen im deutschen Sprachraum (14. Veröff. der Abt. Arch. des Kunsthist. Instituts der Univ. Köln), Köln 1978, z. B. S. 296–297, 309–310 mit Taf. XXI, 315–316.

¹² Linde 1942 (wie Anm. 1), S. 289, 292.

¹³ Knappe 1984 (wie Anm. 1.), S. 116. Linde 1955 (wie Anm. 1), S. 16.